



ZUR PERSON

**ESTHER MARIA
MAGNIS**

In einer Kleinstadt in Ostwestfalen ist sie als mittleres Kind von drei Geschwistern aufgewachsen. Ihr Vater und auch ihr jüngerer Bruder starben beide an Krebs. In ihrem Buch „Gott braucht dich nicht“ (Rowohlt-Verlag) beschreibt sie ihre Auseinandersetzung mit Krankheit und Tod sowie die schwere Erschütterung ihres Glaubens an Gott. Magnis, 33, hat Geschichte und vergleichende Religionswissenschaft studiert. Sie ist verheiratet, erwartet gerade ihr zweites Kind und arbeitet als Schriftstellerin in Berlin.

KATIA FOUQUET

Die Berliner Künstlerin hat die Zeichnungen zu diesem Beitrag angefertigt. Fouquet, 39, illustriert Bücher und arbeitet für internationale Medien. 2013 erschien ihre erste Graphic Novel.





Totenstill, die ganze Welt

Der Vater bekam Krebs, als die Autorin 15 Jahre alt war. Für sie und ihre Familie begann eine Zeit voll rasender Verzweiflung, Wut und Trauer. | *Von Esther Maria Magnis*

VOR UNS DIE LEEREN TELLER. „Kinder“, Papa sah uns nicht an, ganz kurz vielleicht nur. Wahrscheinlich, weil er seine Augen nicht in unseren verhaken wollte, um uns nicht mit in den Schlund zu reißen, der dahinter begann. Ein Tag nach Weihnachten. Ich war 15 Jahre alt. Links von mir saß mein kleiner Bruder Johannes in der Nähe des Vorhangs am Durchgang zum Weihnachtszimmer. Steffi, meine ältere Schwester, rechts von mir.

Mama hatte die Suppenschüssel auf den Tisch gestellt und sich schweigend neben Papa gesetzt.

„Kinder.“

„Wir müssen euch etwas ganz, ganz, wir müssen euch“, seine Augen und Stimme brachen in Tränen, und wir starrten ihn erschrocken an. Papa weinte nie, er schluchzte nie.

Mama griff ohne aufzusehen nach seiner Hand, sie griff richtig fest, mit gesenktem Kopf, und ich sah auf die weiße Linie zwischen dem schwarzen Haar. Von da kam es leise, „wir müssen euch etwas sehr Trauriges sagen“, und Papa unterbrach sie mit Schluchzen, fing sich, und ich atmete nicht, weil es mir schien, als wüchse da ein Albtraum in den Raum, aus den Wänden herein, die sich auflösten und nur noch den runden Tisch mit uns da ließen, der im Dunkeln schwebte.

Ein Traum, der sich genauso schnell zurückziehen könnte und das Zimmer Zimmer sein ließe, aber dann sagte Papa, dass er bald sterben muss. Dass der Arzt schlechte Nachrichten gehabt hat und er unheilbaren Krebs hat und nichts mehr für ihn getan werden kann.

Meine Schwester schrie auf, sie weinte nicht, nur ihre Stimme kletterte so hoch, als käme sie aus der Nase, als käme sie aus den

Augen, aus der Stelle zwischen den Augen. „Was hat er denn gesagt? Was hat er denn gesagt? Was sagt der denn? Was sagt denn der Arzt?“

„Drei Wochen oder drei Monate“, sagte Papa.

Keine Worte mehr am Tisch, nur Geräusche aus den zusammengedrückten Hälsen.

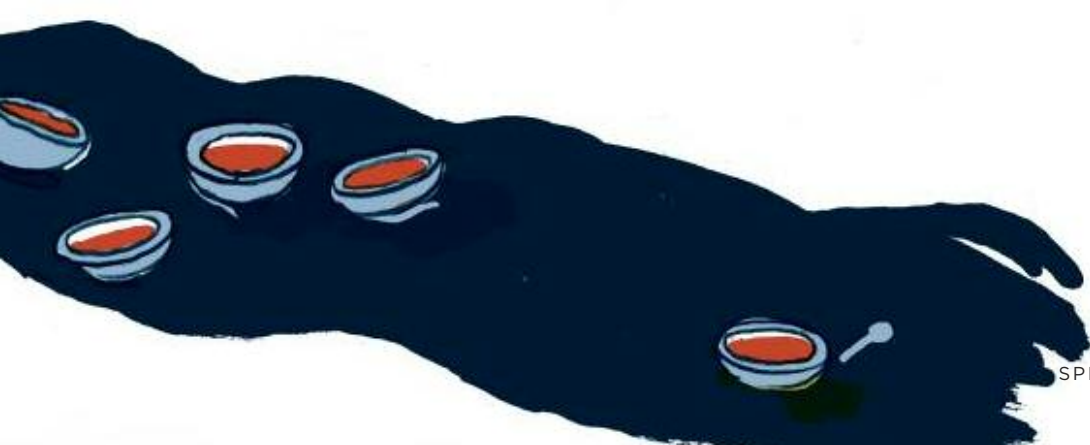
Meine Eltern und Geschwister, wie Kinder, die sich nicht gegenseitig trösten konnten. Die leeren Teller glänzten weiß. Mein Körper war auf einmal eingeschlafen, wie ein abgequetschter Fuß.

Dass er kämpfen will für uns, sagte Papa mit rotem nassem Gesicht, laufender Nase, und die Zähne waren aufeinandergepresst, eine Hand war zur Faust geballt. „Ich werd kämpfen gegen diesen Scheißkrebs“, und spuckte fast bei dem Wort „kämpfen“. „Das versprech ich euch, dass ich kämpfe, um bei euch zu bleiben“, und er sah mich an, als hätte er mich weinend um Vergebung gebeten.

Sein Vater war gestorben, als er 17 war, an Rheuma, kurz nach dem Krieg. Papa wusste viel besser als wir Kinder, gegen welchen Horror er für uns kämpfen wollte.

MEINE ELTERN FLOGEN NACH AMERIKA, suchten Spezialisten auf. Chemo. Bestrahlung. Irgendwas mit Selen. Die Diagnose, dass er nur noch drei Monate leben würde, erwies sich als falsch. Keiner wusste Genaues.

Seine Krebsart war so selten, es gab sie damals höchstens 200-mal auf der Welt. In den verschiedenen Kliniken, die er aufsuchte, saß mein Vater bei den Visiten der Ärzte aufrecht im Bett. Auf der weißen Decke auf seinem Schoß verteilt die Aktenordner sei-





ner Krankheit. Er hatte das alles genau studiert, kannte das meiste besser als manche Ärzte. Er kämpfte.

Er nahm kein Morphium. Weil er klar bleiben wollte. Gegen die Schmerzen hörte er die Fugen von Bach. Dann lag er bei uns im Kaminzimmer. Zwischendurch zog er die Luft scharf durch die Zähne. Ich saß hinter der Türe, wo er mich nicht sehen konnte, und bewachte ihn und hoffte, die Strenge des Taktes würde die Schmerzen einfangen und erziehen.

Wenn Papa mit der Faust gegen den Kaminsims schlug und die Musik plötzlich ausging, wusste ich, dass Bach verloren hatte. Dann sprang ich auf und floh vor seinen Schritten, weil er „positive thinking“, wie die Ärzte es nannten, machen sollte und ich Angst hatte, das mit meinen Tränen zu zerstören.

Auf Socken durch die Küche, die Treppe hinauf in mein Zimmer in den Schrank und da dann die Mäntel halb in den Mund gestopft, damit kein Geräusch nach außen dringt. Ich weiß bis heute nicht, wie „positive thinking“ geht, wenn man wissenschaftlich gesehen keine Chance hat zu überleben. Ich weiß nur, wie man auf Knien Gott anbettelt. Und alles in diesen Glauben investiert, was man hat. Alles. Das taten wir Kinder damals und beteten heimlich für unseren Vater. Bitte tu ein Wunder. Bitte mach, dass Papa nicht stirbt.

Papa fragte uns irgendwann, was wir eigentlich immer heimlich auf dem Dachboden täten, und da sagten wir es ihm verschämt. Er stieß nur ein Wort aus, „ihr“, und zog uns drei Kinder gleichzeitig in seine Arme und küsste uns auf den Kopf und ließ uns nicht los.

Als er eine letzte große Therapie im Schwarzwald anging, kamen mein Bruder und ich aufs Internat nahe der Klinik. Meine Mutter zog mit Papa ins Krankenhaus ein. Meine Schwester kämpfte sich zu Hause allein durchs Abi.

Zwischendurch trafen Johannes und ich uns in der neuen Schule auf den Gängen. „Wir müssen wieder beten“, sagte ich manchmal, wenn schlechte Befunde kamen. Er sah mich mit seinen großen ängstlichen Augen an. Es sah jetzt manchmal so aus, als läge dahinter ein alter schwarzer See, von dem man nicht wusste, wo genau der eigentlich war, gemeinsam gespielt hatten wir dort jedenfalls nie. Wir suchten uns dann einen leeren Schulraum und reisten mit unseren Gebeten zusammen in die Dunkelheit, wie

als Kinder, als wir Abenteuerkram gespielt hatten. Nur dass wir dieses Abenteuer nicht wollten, und dass man die Dunkelheit nicht kannte, und dass man sich den Feind nicht ausdenken konnte, dass es keine Lagerfeuer gab, keine Rüstungen, keine Stöcke, mit denen man irgendwo gegen schlagen konnte, sondern immer nur Worte. Seine Stimme, meine Stimme, und um uns standen Schreibtische, Stühle, eine Schreibtischlampe brannte, ein Vogel zwitscherte leise draußen, die Schulglocke bimmelte, alles blieb harmlos, im harmlosen warmen hellen Holzton von Schuleinrichtungen und Aufenthaltsräumen. Und das alles, obwohl eigentlich Krieg war.

WIR GEHÖRTEN AUF EINMAL ZUM ELEND DER WELT.

Die Bilder weinender Mütter, die verstörten panischen Kinder und die abgemagerten Flüchtlinge, plötzlich hat man diese Gesichter um sich. Bei den Menschen, die man liebt. In zivilisierten sauberen deutschen Räumen, mit gewaschenen Klamotten. Die großen Zähne hinter der abgemagerten Oberlippe über dem Polohemdskragen, die grüngelbe Hautfarbe im deutschen Frühlingshimmel vor der Hecke neben dem Carport, die zitternden weißen Knöchel der Mutter, deren Hände sich am Waschbecken festkrallen, das Wimmern und die Spuckefäden im Mund, wenn Menschen weiter reden, obwohl sie dazu viel zu sehr weinen.

Auf einmal kennt man eine Form von Angst, die einem fast nicht mehr erlaubt zu antworten, wenn Leute einen ganz normal fragen „Wie geht's dir?“ Was soll man sagen? „Mir geht es nicht. Ich werde geritten, meine ganze Familie. Fucking Erlkönig ist keine Ballade mehr.“

Am Wochenende fuhren mein Bruder Johannes und ich vom Internat hinunter in die Stadt zum Krankenhaus.

Blumen auf dem schweren Rollwagen neben Papas Bett, sein Aftershave neben dem Desinfektionsspender und hinter dem Fenster riesengroße blutrote Sonnenuntergänge, die im orangenen Leuchten die breiten Wolkenstreifen schwarz werden ließen. Johannes und ich saßen damals abwechselnd mit aufgeschlagenen Lateinvokabelheften an seinem Bett, hielten Papas Hand stundenlang.

Am Abend fuhren wir wieder rauf ins Internat. Mit dem Zug. Und sprachen immer weniger. Und knallten uns danach Schnäpse

rein, weil es dann besser ging mit dem Witzeln mit den Freunden. Und dann im Winter hieß es, dass Papa jetzt sterben werde. Dass wir einen Sterbenden begleiten. Meine Schwester versuchte, mir das klarzumachen, als ich ihr meine Urlaubspläne für Ostern mit Papa vorlegte.

„Esther“, sagte sie und sah mich entsetzt an, „Papa stirbt!“ Und ich wollte ihr dafür ins Gesicht schlagen. Auf den Mund und die Augen und alles, was man da treffen konnte. Den Satz zurückprügeln zwischen die Zähne durch das Zahnfleisch in die Kehle. Und bei jedem nach ihr, der zu mir sagte: „Du musst ihn gehen lassen.“

Mein „Ja“ wäre ein Einverständnis gewesen. Und dagegen konnte ich nur versteinern. Oder ausrasten. Denn das ist die größte Frechheit, das ist das Hässlichste, was man über einen Menschen sagen kann, dieses: Er ist tot.

Dann scheiß auf die Menschenwürde, scheiß auf Naturschutz, scheiß auf die Welt, scheiß auf die Nachkommen, die auch noch abkratzen, scheiß auf die Welt, wenn „tot“ wahr ist.

Und ich wollte jeden bedrohen, der dies behauptete, und ich wollte der Welt verbieten, so zu tun, als wisse sie um meinen Vater. Wie kann sie. Was wissen wir über einen Menschen. Wie konnten sie sagen „Esther, du musst ihn gehen lassen“, wohin denn? Ich lasse niemanden, den ich liebe, gehen ins Nichts, ich lasse niemanden, der zu mir gehört, in den Tod.

„Das geht nicht“, schnauzte ich meine Schwester an. „Papa kann nicht sterben. Stell dir mal Mama vor, wenn Papa tot ist. Der kann nicht sterben.“

Und ich fing an zu beten, wie ich es bei denen aus der Bibel gelesen hatte. „Dir geschehe nach deinem Glauben.“ Ich dankte Gott, dass er meinen Vater heilen würde. Ich investierte alles, was ich an Glauben aufbringen konnte, und übergab damit meine Welt.

Und ein halbes Jahr später habe ich das Stockwerk des Krankenhauses zusammenschrien und kurz vorm Wahnsinn gedacht, ich müsse mir die Haut vom Gesicht reißen, als ich meinen Vater tot im Bett liegen sah.

Danach bin ich verstummt.

Totenstill, die ganze Welt. Still und kalt. Als wäre Schnee gefallen. Ohne Gott. Ohne mich. Und keine Regung mehr.



Ich weiß nicht, wie es anderen geht, die den Tod eines Menschen erleben, den sie lieben. Mir hat der Anblick meines toten Vaters damals fast den Verstand geraubt. Ich sah ihn da liegen, und es war, als würde ich geblendet.

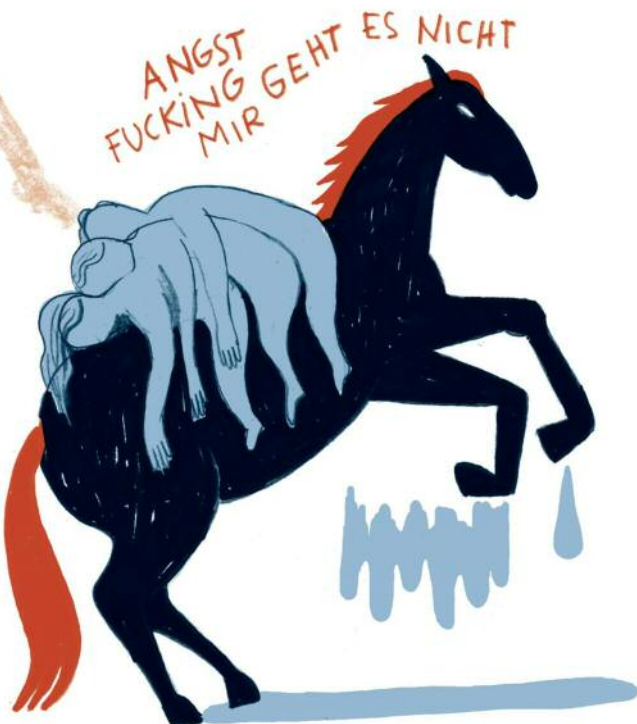
Ich höre ein Geschrei. Es ist meins. Und dann war es so, als würde ich durch ein zerbröselndes Haus rennen. Der Boden rieselt hinter meinen Fersen ins Nichts. Man muss schneller rennen, die Türen müssen durchbrochen werden, um zum Herzen des Hauses zu gelangen, zum kleinen, einzig harten, immerwährenden Atom, zu dem man sich vielleicht retten kann.

Man spannt jeden Muskel an, um die nächste Tür einzutreten, und – sie ist weg. Jemand hat sie ausgehängt. Oder da war nie eine. Ins Nichts stößt man seinen Fuß. Ins Nichts, dass einem schon im Nacken kitzelt. Man reißt die Augen weit auf, weil man noch nie so wenig gesehen hat. Weil man sucht, aber da ist nichts mehr. Und man taumelt ins Weiß hinein.

DAS IST NICHT DER TOD. Das ist kein finales Zusammenbrechen. Man wird danach noch die Kaffeetasse halten können, aber es lohnt sich dann nicht mehr. Das ist nicht unser Tod. Wir Angehörigen haben dann oft noch Jahre vor uns, hören dann die Uhr ticken und ein Auto vorbeifahren. Wir hören die Lieder in den Supermärkten, die auch in der alten Welt gespielt wurden, und tappen verwundert hinter den Einkaufswagen her. Wir müssen dann immer noch Zähne putzen und schmecken die Zahnpasta im Mund und fragen uns vielleicht: wozu? Es ist so egal, dass man sich wundert über diese fremden Gegenstände im Haus. Über die Dinge, die man tut. Man wäscht sich noch das Haar. Ungefähr wissen die Hände, wie man das macht, und man lässt sie es tun. Manchmal gibt es Aussetzer. Dann weiß man nicht genau, wie es weitergeht, dann hat man vergessen, warum man auf einmal auf der Treppe sitzt.

Die Dinge der Welt klingen nicht mehr. Es gibt keine Harmonien mehr, keine logischen Tonfolgen, in denen man sich zurechtfinden könnte.

Das geschieht jeden Tag auf dieser Welt. In allen Ländern. Jeden Tag, immer wieder neu, bricht die Welt für manche Menschen in sich zusammen, ohne dass wir's hören. Wir sehen nur die stummen Gesichter, die blassen verhuschten Trauernden, die sich nicht





mehr richtig schminken. Wir sehen ihre verwilderten Vorgärten, welke Pflanzen und die umgestoßene Gießkanne, die über Wochen da so liegt. Darüber sprechen die Leute. Das betrachten sie dann mit Sorge.

Ich fühlte mich damals nach dem Tod meines Vaters wie ein kleines 17-jähriges Memento mori. Irgendwie arm, aber irgendwie auch ekelhaft entstellt. Kurz nach der Beerdigung, als die Wut kam, brach ich mit Gott. Es war in einer Kirche bei einer Hochzeit, als die Braut vom Vater zum Altar geführt wurde. Ich sagte Gott: Du bist tot. Ich glaube nicht mehr an dich. Und nach einiger Zeit tat ich es wirklich nicht mehr.

Mein Bruder blieb im Internat, meine Schwester ging studieren. Ich zog wieder zu Hause ein. Wir nahmen meine Großmutter auf und pflegten sie. Meine Mutter hatte keine Ahnung von unserer finanziellen Situation. Mein Vater hatte die Firma gehabt, meine Mutter war mit uns Kindern Hausfrau geworden, und in meiner Erinnerung liegt sie in dem Jahr nach seinem Tod unter einem Aktenhaufen begraben und fragt etwas, todmüde.

Im Herbst und Winter nach seinem Tod heizte sie nicht, aus Angst, sparen zu müssen an allen Ecken. Und so war es im großen Haus eiskalt, und es brannte auch nur da Licht, wo sich jemand aufhielt.

AM ANFANG KOCHTE MAMA MANCHMAL aus Versehen für fünf Personen, und ich erinnere mich, wie ich betreten auf die fünf Stücke Fisch in der Pfanne auf dem Tisch sah, wie sie es bemerkte, sich seufzend setzte, die Hände faltete, die Augen kurz schloss, aber dann doch nicht betete. Stattdessen zog sie Omas Rollstuhl näher an den Tisch, steckte ihr die Serviette in den Kragen und begann sie zu füttern.

Wenn Oma nicht aß oder wenn sie nach jedem Schluck zu husten begann, wenn sie, wegen der Gabel so nah an ihrem Mund, irritiert war und sie wie eine Fliege verscheuchen wollte, verlor Mama manchmal die Nerven. Sie knallte die Gabel auf den Teller und stieß stöhnend aus: „Esther mach du weiter. Ich kann nicht.“ Ich fing schweigend an, die Gräten aus dem Fisch zu pulen, zerdrückte die Kartoffeln für Oma, sah zu Mama – und sah, dass sie weinte. Ich legte die Gabel von Oma wieder aus der Hand, ging um den Rollstuhl herum, setzte mich zu Mama auf die Bank,

umarmte sie, drückte sie, sagte „Mama“, hielt sie kurz, um zu merken, dass meine Umarmung ihr nicht den Trost und den Schutz und das „Alles wird wieder gut“ geben konnte. Das lag nur in Papas Armen. Ich hatte keinen Trost, ich hatte keinen Schutz.

Mamas Trauer knüppelte uns Kinder zusammen. Und dabei weinte sie nicht oft, aber man merkt ja, wenn jemand kämpft und innerlich nur am Schreien ist.

Wir Kinder fingen an, überdimensional große Geschenke zu machen. Wir kratzten unser Taschengeld zusammen und kauften Opernkarten und rote Rosen, wie Papa es getan hätte.

Manchmal sagten Frauen: „Deine Mutter und du, ihr dürft das nicht verdrängen, ihr müsst den Schmerz rauslassen“, und ich dachte, so jemand weiß nicht, wovon er spricht. Welchen Schmerz?

Es gab erst mal nur Tod. Der ist sehr streng. Der nimmt einem Oberfläche, auf der was haften bleiben kann. Und jede Zeile, die der Geist schreiben will, hat keine Tafel mehr, und die Kreide klackert wie auf Glas, und nichts bleibt hängen. Jeder Strich, den man ziehen will, jeder Bogen, ob verträumt oder genau und konzentriert, rutscht ab. Man ist auf einmal dumm.

Ich hatte vorher nicht gewusst, was für eine Kraft Grauen hat. Was für eine Kraft der Tod hat. So stark gegen das Leben. So, dass die Hand zwischendurch an die Oberlippe fahren muss, weil man denkt, sie sei eingeschlafen.

Aufstehen wurde schwer, einen Film gucken wurde schwer, Freunde traf ich in jener Zeit schon fast nicht mehr. Das ging nicht. Wir hatten keine gemeinsamen Themen mehr.

Hin und wieder versuchte ich noch, zu einer Party zu gehen, dann malte ich mir den Mund an und kämmte meine Haare und zog die hochhackigen Schuhe an und nahm einen Spritzer vom letzten Parfum, das Papa mir geschenkt hatte, und ahnte schon, dass ich gleich nicht würde gehen können. Dann setzte ich mich zu Oma ans Bett und streichelte ihr über die Stirn und wusste, dass ich nur den Mantel nehmen müsste und rausgehen, aber diese Schwelle nach außen! Sie war nicht mal hoch, es war ja nur eine kleine Ritze, zwischen Tür und Fußmatte, aber es ging nicht. Und warum nicht? Weil es nicht ging! Und ich schrie Mama an, wenn sie sagte: „Ich dachte, du wolltest jetzt los.“





„Das geht aber nicht!“, schrie ich. Es war dieses ungeschriebene Gesetz, „es geht nicht“, das hinter jeder inneren Regung lauerte, und wenn es sich nur ums Aufstehen morgens handelte. Man wird zum Ochsen der Sinnlosigkeit. Man mahlt die Zeit, sonst nichts. Man rückt mit jeder Sekunde näher ans Nichts. Und wem das jetzt zu hoffnungslos klingt – es gibt keine Hoffnung ohne Gott. Ich habe vier Jahre nach ihr gesucht. Es gibt sie nicht. Jedenfalls kenne ich sie bis heute nicht. Und ich war so angekotzt von der Erwachsenengeneration damals, die sich zwar für zu wissenschaftlich hielt, um an Gott zu glauben, aber dann den kleinen Prinzen zitierte, mit den tröstenden Worten, dass der Tote jetzt ein Stern sei, der von oben auf uns hinunterschaut.

Und mir half auch nicht dieser Bullshit von „Er lebt in unserem Herzen weiter“, weil es nicht wahr ist. Es gibt Erinnerungen, aber die werden blasser, es kommen keine neuen dazu. Und irgendwann kennt man sie eben alle, von manchen wird einem schlecht, und im Zweifel werden sie einem zum Gefängnis. Herzlich willkommen in meinem Herzen, hier ist es beschissen eng! Dann wird auf den alten Videos, die man sich jeden Abend ansieht, das Bild wackelig, an der einen Stelle, wo der Verstorbene lachend in die Kamera winkt. Traut euch doch wenigstens zu sagen, dass er futsch ist, dachte ich damals, und dass sich in ein paar Jahren niemand an ihn, dich oder mich erinnern wird. Das glauben wir doch eigentlich!

ICH HÖRTE AUF, IN DIE SCHULE ZU GEHEN, lungerte im Wald herum. Saß da auf einem Turm und rauchte stundenlang und löste mich in der Sinnlosigkeit auf. Mein Name? Ich hatte keinen mehr.

Ich erinnere mich an das Geräusch, das aus der Stadt hinaufgeweht wurde, wenn der Zug bei den Bahnübergängen sein Signal tutete.

Ich soff ziemlich viel. Bis zu diversen Filmrissen. Dann im Park wach werden, weil einem ein Hund an den Beinen schnuppert. Oder im Bett mit Stiefeln an den Füßen.

Ich musste zum Psychologen. Das half nicht. Mein Problem war ja nicht allein die Traurigkeit. Seit meinem Bruch mit Gott sah ich mein Leben als sinnlosen Zufall an. Und da es nun schon sinnlos war, warum noch dieses Leid aushalten? Diese Fragen kann man nicht therapieren. Die kann man nur mit Drogen be-

sänftigen. Oder mit Glück verdrängen, so lange, bis man im Altenheim im Bett liegt und den ganzen Tag diese Wand anstarrt, vor der ich damals schon saß.

Wahrscheinlich stellt der Tod eines Menschen, den man liebt, immer irgendwie diese Fragen. Nach dem Sinn. Nach der Hoffnung. Ich habe, wie gesagt, keine Hoffnung gefunden, ohne Gott, und das schreibe ich nicht mit missionarischem Anspruch. Ich weiß, dass ich eher arm klinge, wenn ich das sage. Aber das ist nicht so schlimm. Wir Menschen sind sowieso arm. Klein. Hilflos. Und besonders verwundbar, wenn wir lieben.

Weil das Lieben einfach nicht aufhört, auch wenn der andere tot ist. Auch wenn die Liebe ihr Ziel auf den ersten Blick verloren hat und sie darum jeden Morgen weint und klagt und nicht beruhigt werden kann. Sie stirbt nicht.

Irgendetwas daran ist seltsam. Und eben nicht nur arm, sondern auch schön.

So, dass man sich wundern kann. Ich weiß nicht, ob es damals auf dem Turm im Wald war oder am Bett meiner Großmutter, aber ich fand diese Liebe auf einmal erstaunlicher als den Krebs. Souveräner, auch wenn sie mich so schwach machte. Auch wenn ich nur wegen ihr so litt. Irgendetwas an ihr war groß. Fremd. Von mir nicht manipulierbar.

Und das Fremde an ihr begann mich zu interessieren. Ich bekam eine neue Ahnung von Gott. Von seiner Fremdheit. Und das änderte alles.

Keine Sorge, dieser Text hier schließt nicht mit: „Und dann habe ich den bösen Hass losgelassen, aufgehört zu rauchen und bin jeden Tag in die Kirche gegangen.“

So war es nicht.

Ich wandte mich Gott wieder zu. Kurz darauf bekam mein kleiner Bruder Johannes Krebs. Er war erst 23. Es war ein malignes Melanom. Sehr klein. Sehr böse. Er starb daran, zehn Monate nach der Diagnose. Ich kann nicht beschreiben, wer da gestorben ist. Für das Grauen hätte ich vielleicht Worte, für meinen Bruder nicht.

Sein Glaube an Gott war so groß, dass er uns alle mitrug. Er hatte keine Angst mehr. In seinen Gebeten lag ein Frieden, den ich nicht verstehe. Ein Trost. Es war wie diese Liebe zu meinem Vater und meinem Bruder, die mich nicht loslässt, die nicht stirbt, die so weltfremd scheint, wie das, was hier steht. ■